

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 229.

Freitag, 1. Oktober.

1915.

(8. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Copyright 1915 by Carl Duncker, Berlin. *)

Roman von Otto Eister.

Wera lachte über den Hochmut ihrer Standesgenossen und brüskierte sie oft durch ihre „demokratischen“ Anschauungen, aber Käthe empfand doch bei aller äußerlichen Lebenswürdigkeit die höfliche Zurückhaltung, mit der man ihr hier und da begegnete. Dabei war sie selbst nicht frei von einem gewissen Stolz auf ihre Familie, die seit mehreren Generationen angesehene Stellungen im öffentlichen Leben bekleidet hatte. Tüchtige Beamte, anerkannte Gelehrte waren die männlichen Mitglieder sowohl ihrer väterlichen wie ihrer mütterlichen Familie gewesen, die sich Verdienste um Staat und Volk erworben hatten.

In dem Kreise, in dem sie jetzt lebte, herrschten freilich meistens andere Interessen als die der Kunst und Wissenschaft! Herr von Reithardt auf Neuhof schien Käthe der wahre Vertreter dieser Welt zu sein, hochmütig, selbstzufrieden, sicher ruhend in seinem Besitz, stolz auf seinen altadligen Namen — und doch konnte ihm Käthe ihr Interesse nicht verlagern, denn man sah es seinen klugen Augen, seinem überlegenen Lächeln an, daß er geistig die meisten seiner Standesgenossen übertraf, daß er wenigstens ein Mann war, der auch andere Interessen, als nur Jagd, Pferde und Bestellung der Äcker, hegte, und dabei doch ein tätiger, umsichtiger Hauswirt — kurz, eine Persönlichkeit, vor der man Achtung haben mußte.

Käthe ärgerte sich über sich selbst, wenn sie sich bei dem Gedanken an den „Neuhöfer“, wie Reithardt überall genannt wurde, ertappte; sie errötete in dem Gedanken, daß er ohne Zweifel einen gewissen Eindruck auf sie gemacht, und daß auch er sie nicht gleichgültig beiseite schob, wie das seine Art und Weise war, wenn er fremden Menschen begegnete.

Sie fühlte, daß sich ein geheimes Band zwischen ihnen anspinnen wollte; sie ärgerte sich darüber und beschloß, seinem Hochmut ihren Stolz entgegenzusetzen.

3.

Im Madovitzer Herrenhause fand zur Feier des Geburtstages der Frau von Haidebrint eine große Festlichkeit statt. Die Baronin war anfangs gar nicht damit einverstanden gewesen, aber Wera und Horst, der Baronin zweiter Sohn, hatten sie überredet. Horst stand als Leutnant bei der kaiserlichen Marine. Er war auf kurzen Urlaub gekommen, um Abschied zu nehmen, da er sich demnächst zu einer längeren Auslandsreise einschiffen mußte. So konnte Frau von Haidebrint seinen Bitten nicht widerstehen; Horst konnte ja auf diese Weise auch allen Bekannten Adieu sagen. Die ganze Umgegend war deshalb geladen, auch der Oberamtmann Schmalhof und selbst der reiche Guts-

besitzer Brüggemann, mit dem die Baronin sonst keinen intimen Verkehr unterhielt.

Sie suchte auch jedesmal nervös zusammen, wenn die laute, rücksichtslose Stimme des Herrn Brüggemann aus dem Spielzimmer herüberdröhnte, und mißbilligend sah sie dem Oberamtmann Schmalhof nach, wenn er breitpurig, mit dem Roten Adlerorden vierter Klasse geschmückt, durch den Saal schritt, mit pfiffigem Lächeln die tanzenden Paare beobachtend. Auch die Damen Brüggemann und Schmalhof wollten sich nicht recht in die Umgebung einfügen; Frau Brüggemann, eine starke Dame von 40 Jahren, prunkte in überladener Toilette von Samt und Seide und echten Spitzen, strahlend von Gold und Diamanten, die an sich ein Vermögen repräsentierten. Dagegen machte Frau Oberamtmann Schmalhof mit ihrem gedrückten Wesen in ihrem schwarzseidenen Kleide einen fast kleinbürgerlichen Eindruck, während ihre beiden Töchter, derbe ländliche Schönheiten, in rosa Chiffon-Kleidern, sich prächtig zu amüsieren schienen. Und da der Reichtum ihres Vaters bekannt war, so wurden sie namentlich von den jungen Offizieren, die aus der nächsten Garnison gekommen waren, stark umschwärmt.

Man plauderte und lachte, man amüsierte sich mit diesen frischen, derben, jungen Damen auch weit besser als mit den Komtessen und Baronessen, die nur allzu oft die kleinen Leutnants mit einer hoheitsvollen Würde empfingen, wenn sie auch in betreff der Jugendfrische und Schönheit oftmals sich mit den Schmalhofs nicht messen konnten — einige allerdings ausgenommen, die dann aber von den jungen Herren ihrer Bekanntschaft mit Beschlag belegt waren, so daß man sich ihnen kaum nähern konnte.

Käthe Schuhmacher beobachtete die Gesellschaft mit lächelndem Erstaunen. Mit ihrem feinen Gefühl bemerkte sie sehr wohl die Unterschiede, welche innerhalb der Gesellschaft stattfanden. Der gräfliche oder freiherrliche Name galt hier alles, mochte der Träger oder die Trägerin dieses Namens auch oft wenig Hervorragendes sein. Allerdings gab es auch manche prächtige Erscheinung.

Da war vor allen die fast achtzigjährige Gräfin Barnstorf, die wie ein Fürstin das ganze Fest zu beherrschen schien. Ihr silberweißes Haar, das sich in üppigen Wellen um ihr schönes, frisches Greisinnenanlich schlang, wurde durch ein blendendes Diamantendiadem gekrönt; eine prachtvolle Perlenkette umschlang Hals und Nacken; ihren Busen schmückten der Luitpoldorden und das Kreuz irgend eines adligen Damenstiftes; sie war eine wahrhaft fürstliche, vornehme Erscheinung und nahm die Glückwünsche der Gesellschaft mit freundlichem, lebenswürdigem Lächeln entgegen. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort; selbst mit Frau Schmalhof unterhielt sie sich in lebenswürdigster Weise und ließ sich die Töchter der Frau Oberamtmann vorstellen, die ihr hocherrötend und mit einem tiefen Knix die Hand küßten. Frau Brüggemann allerdings und ihre sechs-

*) Die Formel „Copyright by ...“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberrecht verweigert werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

zehnjährige, wie eine Puppe herausgeputzte Tochter fertigte sie mit einem steifen Neigen des stolzen Hauptes ab. Das konnte man ihr eigentlich auch nicht verdenken, denn der Vater des Herrn Brüggemann war bei ihrem verstorbenen Gatten Inspektor gewesen und hatte als solcher den Grund zu seinem Vermögen gelegt.

Ferner war da Exzellenz, der Wirkliche Geheimrat Freiherr von Rudendorff, Staatsminister a. D., mit mehreren hohen Orden „aus dem Halse“ und einem Ordensstern auf der Brust. Obgleich er über die siebzig Jahre hinaus war, trug er sich doch noch so gerade und korrekt wie ein junger Mann, und sein feines, geistreiches Gesicht zeigte kaum die ersten Spuren des Alters. Ein Hauch der stillen Melancholie ruhte über diesem feinen Gesicht, der wohl daher rühren mochte, daß er gezwungen gewesen war, sich von seinem einzigen Sohn loszusagen, der unehrenhafte Streiche begangen hatte und seit Jahren in Amerika verschollen war. Seine beiden Töchter dagegen waren mit adligen Gutsbesitzern der Umgegend verheiratet, aber auch mit seinen beiden Schwiegersöhnen hatte der alte Herr kein Glück gehabt, der eine sah in einer Nervenheilanstalt, wo er dem Tode entgegenfiehte; der andere trieb sich auf allen Rennplätzen umher, ein Spieler und Trinker. Enkel waren nicht vorhanden, und so wußte das alte Geschlecht derer von Rudendorff einem traurigen Ende entgegen.

Unter den jüngeren Herren fiel vor allen Herr von Reithardt, der Reithöfer, ins Auge. Es waren noch andere frühere Offiziere zugegen, so der kleine, kugelförmige Major von Rossow mit dem Burgunder-Gesicht und den feuchten, weinigen Augen, der überfahlene Rittmeister von Reutern mit dem Spitzmausgesicht und andere mehr, doch keiner reichte an die hohe, männlich-schöne Erscheinung des Hauptmanns von Reithardt heran. Nur Horst von Haidbrink, der zweite Sohn der Baronin, konnte sich mit ihm messen, wenn seine jugendlich-schlankte Gestalt auch noch nicht die männliche Reife Reithardts zeigte. Aber die schmucke Marine-Uniform stand Horst von Haidbrink vorzüglich, und das von Wind und Wetter gebräunte Gesicht des jungen Seemanns, aus dem die grauen Augen klug und doch gütig hervorblitzten, zeigte einen kühnen Ausdruck, der durch keinen Zug des Hochmuts entstellt wurde. Aller Augen ruhten mit wohlgefälligem Interesse auf dem jungen Seemann, der sich eifrig am Tanze beteiligte, im Gegensatz zu Herrn von Reithardt, der nach einem Pflichttanz mit der Tochter des Hauses scheinbar gelangweilt dem Tanze zuschaute.

Um so überraschter war Rätthe, als er plötzlich vor ihr stand und sie zum Tanze aufforderte.

„Sie machen ja solch erstauntes Gesicht, gnädiges Fräulein“, sagte er lächelnd. „Sollten Sie mich schon für zu alt zum Tanzen?“

„Darauf erlaube ich mir kein Urteil“, entgegnete sie zurückhaltend. „Ich glaubte allerdings, daß Sie sich vom Tanze zurückgezogen hätten.“

„Um mit Herrn Schmalhof und Brüggemann Stat zu spielen oder mit einigen alten Damen Bridge?“ lachte Reithardt. „Nein, mein Fräulein, dazu bin ich denn doch noch nicht alt genug. Dank ich also um die Ehre des Tanzes bitten?“

Sie neigte das Haupt; dann legte er den Arm um ihre schlank, biegsame Gestalt und führte sie geschickt durch das Gewoge des Tanzes. Er war ein vorzüglicher, sicherer Tänzer, und Rätthe fühlte sich sicher und geborgen in seinem Arm, der sich fest und warm um ihre Taille gelegt hatte. . . . fast zu fest und warm, wie es Rätthe erscheinen wollte. Unwillkürlich machte sie eine abwehrende Bewegung; er schien es zu bemerken, um seinen Mund zuckte es, aber nur am so fester hielt er sie, so daß sie ihm widerstandslos folgen mußte. Sie sah mit stummer Bitte zu ihm auf, da bogagnete sie dem heißen Blick seiner Augen, das Lächeln war von seinen Lippen verschwunden, die leicht geöffnete die weißen Zähne sehen ließen. Ein leidenschaftlicher Ausdruck lag

auf seinem Antlitz, der Rätthe erschreckte und doch auch mit wohligen Gefühl erfüllte. Ihre Blicke ruhten eine Weile ineinander wie in stummer Frage und Antwort; dann schlug eine flammende Glut in die Wangen Rätthes; ihr Herz pochte lebhaft, sie schloß die Augen und neigte das Haupt, daß es auslief, als lehne sie die Stirn an seine Schulter.

Wie lange sie getanzt, Rätthe wußte es nicht; sie schien ihre Umgebung vergessen zu haben, sie sah auch die erstaunten Gesichter, das ironische Lächeln einiger älteren Damen nicht, und bemerkte nicht den leichten Anker, der sich in dem Gesicht der Baronin zeigte. Wie in einem Traum hing sie in seinen Armen, aus dem sie erst erwachte, als der Tanz zu Ende war.

„Sie tanzten wunderbar, gnädiges Fräulein“, sagte Reithardt und wie ein Aufatmen ging es durch seine hohe Gestalt.

„Ich kann das Kompliment zurückgeben“, wollte Rätthe antworten, aber mit einem Male sah sie die erstaunten, mokanten Blicke der Gesellschaft auf sich gerichtet, und siedend heiß rann es ihr durch die Adern. Es war ihr, als stände sie schutzlos da, dem Gespött der Menschen preisgegeben, und doch herrschte im Saal eine seltsame Stille — allerdings nur einen Augenblick, dann setzte das Summen des Gesprächs, das Plaudern und Lachen wieder ein, in dem man keine einzelne Stimme unterscheiden konnte.

„Darf ich Ihnen eine Erfrischung besorgen? Sie scheinen erschöpft. . .“ fuhr Reithardt fort. Doch seine Stimme schien aus weiter Ferne zu ihr zu klingen, so nah sie sich früher ihm gefühlt, jetzt schien sich ein weiter, leerer Raum zwischen sie zu legen, wie in einem Nebel verschwamm ihr seine Gestalt.

„Ich danke“, flüsterte sie.

„Mein Gott, wie blaß Sie plötzlich sind! Fühlen Sie sich nicht wohl? Soll ich Sie in ein Nebenzimmer führen? Es herrscht hier ja eine Stidluft. . . kommen Sie. . .“

Er wollte ihr den Arm reichen, doch sie trat zurück, ohne seinen Arm zu nehmen. Sie hatte ihre Fassung wiedergewonnen.

„Ich fühle mich ganz wohl“, entgegnete sie, aber ihre Stimme bebte noch leise.

„So darf ich Sie auf Ihren Platz zurückführen?“

„Ich danke. . .“

Sie neigte zum Abschied das Haupt und entfernte sich in stolzer Haltung.

Ein zorniger Blick leuchtete in seinen Augen auf, doch dann lachte er hart auf, drehte sich kurz um und verschwand in dem Spielzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Niemand urteilt schärfer als der Ungebildete; er kennt weder Gründe noch Gegen Gründe und glaubt sich immer im Recht.
Feuerbach.

Von der Lebens- und Leidensgeschichte der „Höchstpreise.“

Es ist kein besonderer Trost im Zeichen der Kriegsteuerung, aus alten Folianten statistisch festzustellen, daß auch schon früher und sogar in der vielbeliebten „guten, alten Zeit“ die Leute über die unerschwinglichen Preise von Fleisch und Butter, Mehl und Gemüse bitterlich geklagt haben. Aber überall steht die Gegenwart auf den Schultern der Vergangenheit, und es ist oft wertvoll, zu wissen, wie sich frühere Geschlechter mit ähnlichen Bedrängnissen abgefunden haben. Überdies ist da manch guter Gedanke schon aufgetaucht, der in

Aus der Kriegszeit.

besseren fatten Tagen wieder vergessen ward und nun von der großen Erzieherin der Menschheit, der Not, neu geboren werden muß. Das Berlin Friedrich Wilhelms II., so etwa um die Zeit der Don Quixotiade von 1792, des merkwürdigen ritterlichen Juges gegen die französische Revolution, sah eine Teuerung aller Lebensmittel, die der heutigen wie ein Ei dem andern gleich und recht beachtenswerte Beiträge zur brennenden Frage der Gemüseteuerung und Fleischnot, des Allheilmittels der Tage und der Höchstpreise liefert. Freilich galt damals noch der Grundsatz des alten friderizianischen Regiments „Räsonnier Er nicht!“ Als nämlich die schlimme Teuerung einem federgewandten Sprechenden eine „Dringende Bitte und Vorstellung der sämtlichen Einwohner Berlins an die beiden Herren Stadtpräsidenten Philippi und v. Eisenhart“ abrang, durfte die Schrift in Berlin nicht gedruckt werden. „Diese Piece“, entschied der Gewaltige namens Meyer, der etwa das Amt eines Pressebezernenten bei dem mit der Polizeiverwaltung betrauten Stadtpräsidenten ausübte, „kann wegen ihrer genauen Beziehung auf den gemeinen Mann und des dadurch möglicherweise zu veranlassenden Mißbrauchs bei dem jetzt herrschenden Geist der Unruhe nicht gedruckt werden. . .“ Dafür erschien nun aber das merkwürdige Teuerungsdokument etwas später in Braunschweig, um natürlich in Berlin am eifrigsten gelesen und an den Stammtischen der „Tabagien“ und „Resourcen“ mit weiser Männerrede bekräftigt zu werden. Das Interessanteste an ihm ist der „Schrei nach der Tage“, der Tage für Gemüse und Brotgetreide, wie sie für Fleisch schon lange bestand. „Haben Sie uns erst billige Getreidepreise verschafft, meine Herren, tritt die Möglichkeit ein, daß auch der Preis der Gartenfrüchte reguliert werden kann. Wir haben Beispiele, daß vor einem Jahr die Gärtner, weil es, wie sie sagten, nicht viel Gelderbsen gäbe, die Preise aller Gartenfrüchte steigerten. Daher ist für diese Leute, so weit es geht, eine Tage ebenso nötig, wie für Schlächter und Bäcker, soll anders der Bürger nicht von ihrer Gabsucht erdrückt werden.“

Viel Kopfzerbrechen machte dem unzufriedenen Berliner von Anno dazumal die „Erfahrung der Weiber“, daß man z. B. einen Korb Kirchen auf den Rähen ebenso teuer bezahlen muß als bei dem Hoyer — ein Problem, das auch manche Hausfrau von heute recht nachdenklich stimmt. Nebenbei bemerkt sieht man daraus, daß die „Werderschen“ schon damals Berlin mit der süßen Baumfrucht versorgten, die einst im 1. Jahrhundert v. Chr. der große Feinschmecker und noch größere Feldherr Lucullus aus seinen armenischen Feldzügen nach dem beglückten Europa mitbrachte, und daß es ihre alte Geschäftstüchtigkeit war, die Preise nicht zu drücken. Mit den Kartoffelpreisen war es auch eine „mieße“ Sache. Mißernten waren „fast unmöglich“, wie unser Dokument ganz richtig sagt, denn der schlimme Colorado-Käfer hatte sich damals noch nicht eine neue Heimat in Europa gegründet; trotzdem galt „allenthalben auf dem Lande der Scheffel acht Groschen, in Berlin dagegen nie unter 16 bis 20 Groschen“. „All diesen Übeln kann“, heißt es schließlich zusammenfassend, „allein durch eine angemessene Tage abgeholfen werden, welche sich auf zuverlässige Berichte über den Ertrag des Jahres gründet und an welche die Verkäufer gebunden sind“. Dieser „Schrei nach der Tage“ für alles Eßbare verwundert eigentlich, wenn man von den merkwürdigen Erfahrungen hört, die das laufende Publikum mit der Fleischertage machen mußte. G. W. Seyfried, der sich den schönen, an aztekische Götterlaute anklingenden Namen Tlanilaquatlapatl auflegte, hat in seiner „Chronik von Berlin“ ein paar hübsche Genrebildchen dazu bewahrt. „Das Pfund Kalbfleisch wurde bei der letzten Tage vom Polizei-Direktorium auf sieben Dreier und das Pfund Rindfleisch auf 22 Pf. festgesetzt. Die Schlächter nahmen die Tage allerdings an, gaben sich aber alle nur mögliche Mühe, um sie ad absurdum zu führen. Sie wogen zwar auch Fleisch für den dazu bestimmten Preis ab; das selbe bestand aber meistens aus Abfall und Knochen. Beschwerten sich die Leute darüber, so hieß es: für die Tage können wir kein anderes Fleisch abbauen; wollt Ihr besseres, so bezahlt!“ Werief man sich auf die Polizei, so wurde erwidert: „Ei, was, die Polizei! Sie versteht das nicht. Wir müssen das besser wissen!“ Die gute, alte Zeit, da das Pfund Rindfleisch 22 Pf. kostete und man überall nach dem Stein der Weisen in der Teuerung, der allmächtigen Tage rief, die so gewissenhaft „entlagt“ wurde! Bang, lang ist's her, aber die Tage kehrt wieder, nur ist es heute nicht geraten, ihr ein Schnippschen zu schlagen wie Anno dazumal.

Koks. Der Koksman gel, der sich bisher in verschiedenen Gegenden Deutschlands bemerkbar machte, wird nach Versicherungen der Regierungskreise alsbald behoben sein; die Besitzer von Wohnungen mit Zentralheizungen in den Großstädten werden also in diesem Winter nicht zu frieren brauchen, wie sie anfänglich befürchten mußten. Bei diesem Anlaß, der die Bedeutung dieses unentbehrlichen Hilfsmittels der modernen Heiztechnik wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt hat, sei daran erinnert, daß das Wort Koks englischen Ursprungs ist. Aus dem älteren englischen *colke*, das gleichbedeutend ist mit schwedischem *kall* und soviel wie „Mark oder Kern einer Sache“ besagt, entstand *coake* (daher schrieb man früher auch bei uns vielfach *Coaks*) und daraus *coke*, in der Mehrzahl *cokes*. In der Bedeutung des Wortes kommt also das, was es besagt, wirklich zum Ausdruck; der Koks ist der Kern der Steinkohle, der leichter und transportabler ist als die natürliche Steinkohle. In mehreren deutschen Dialekten hat das Wort „Koks“ merkwürdigerweise auch die Bedeutung von Asche. Er ist allerdings ebenso ein Rückstand wie die Asche, namentlich der Gaskoks, aber er ist bekanntlich ein sehr wertvoller Rückstand. Das Wort „Asche“ hat bei uns vielfach die Bedeutung von Geld; ohne Zweifel liegt hierbei eine scherzhafte Umdeutung des französischen Ausdrucks für Geld: *argent* vor. Man darf sich also nicht wundern, wenn auch das Wort „Koks“ uns vielfach in der Bedeutung „Geld“ begegnet. „Der Mann mit dem Koks“ heißt vielfach, namentlich in studentischen Kreisen der „Geldbrieftträger“. Diese Bezeichnung stammt aus einem früher sehr viel gesungenen Gassenhauer, der mit dem Verse: „Rutter, der Mann mit dem Koks ist da“ beginnt und dem die Melodie des Liedes aus der Müllöderschen Operette „Gasparone“: „Er soll dein Herr sein, wie stolz das klingt“ zugrunde liegt. Als die Müllödersche Operette vor einigen Jahrzehnten zum ersten Male über die deutschen Bühnen ging, blieb das in Rede stehende Lied gänzlich unbeachtet; bald darauf aber wurde in Berlin eine Parodie auf den „Gasparone“ unter dem Titel „Der Gasbaron“ gegeben; das in ihr enthaltene Lied vom „Mann mit dem Koks“ wurde mit der Müllöderschen Melodie schnell berühmt, und erst hierdurch wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Lied „Er soll dein Herr sein“ gelenkt. Aus der Parodie „Der Gasbaron“ stammt übrigens auch der scherzhafte Adelstitel „Graf Koks von der Gasanstalt“, dem man heute noch manchmal begegnet. In Ostpreußen nennt man den Gerichtsvollzieher den „Mann mit dem Kuds“; das Wort „Kuds“ wird dort vielfach als Abkürzung für *Kudud* gebraucht. Auch anderswo wird der Adler auf dem Siegel des Gerichtsvollziehers „Kudud“ oder „preussischer Kudud“ genannt. Als der Gassenhauer „Rutter, der Mann mit dem Koks ist da“ auf seinem Siegeslauf durch Deutschland auch nach Ostpreußen kam, war dort der Koks noch fast gänzlich unbekannt; man mußte sich aber unter dem Worte etwas denken, und man machte daraus den Kuds, den Kudud, und so wurde der Berliner Koksman in Ostpreußen durch den Gerichtsvollzieher ersetzt.

Hellseher und Kriegsprophezien in London. „Niemals“, schreibt die „Times“, „waren Männer und Frauen bei uns so sehr darauf erpicht, in die Zukunft zu schauen, wie heute. Selbst die Leute, die in normalen Zeiten nicht die geheimnisvollen Salons der Hellseher in Bondstreet und Edgeware Road besuchten, fragen sich jetzt, ob „nicht doch vielleicht etwas daran ist“. Kriegsprophezie, Magnetismus, Spiritismus und Hellseherei feiern in London wahre Feste, und die Kriegsgewinne der zahlreichen Medien sind mehr als beträchtlich. Man glaubt, daß die Sterne in dieser Zeit verpflichtet seien, ihre wunderbaren Zeichen zu geben, daß die geheimnisvollen Kräfte jetzt, wenn überhaupt, kund tun müssen, was verborgen ist: die Dauer und den Ausgang des Krieges. Kein Wunder, daß die Hellseher und -seherinnen mit Eifer und Geschäftigkeit an der Arbeit sind. Aber der Krieg, der alles beeinflusst, hat selbst diesen Zweig menschlicher Tätigkeit geändert. Die Handleskunst hat all ihre Beliebtheit eingebüßt; sie ist sozusagen völlig aus der Mode gekommen. Ihre allgemeinen Phrasen — „Sie werden Erfolg haben; Sie werden eine Reise unternehmen; Güten Sie sich vor der blonden Dame, die sich für Ihren Gatten interessiert“ — waren ganz angenehm und

brüdelnd in den stillen Tagen des Friedens. Doch heute verlangt das Publikum ganz entschiedene, eindeutige Antworten: „Werde ich heil durchkommen?“ „Werden wir siegen?“ „Mein Bruder ist vermisst, wo und wie befindet er sich?“ Und die Seher haben sich auch in diese neuen Bedingungen ihres Gewerbes gefunden. Die gegenwärtig in London beliebtesten Arten der Hellseherei sind Hypnose und Kontakt durch Verührung eines der in Frage kommenden Person gehörigen Gegenstandes. Alle diese Hexenmeister männlichen und weiblichen Geschlechts sind emsig damit beschäftigt, alte Handschuhe oder Zigarettenboxen an ihre Stirn zu drücken, die Augen zu schließen und in geheimnisvollen Redewendungen das Schicksal der Besitzer jener Handschuhe und Zigarettenboxen zu offenbaren. Die Gegenstände werden oft von Verwandten mitgebracht, manchmal auch von den Soldaten selbst durch die Feldpost gesandt. Doch die letzteren Fälle sind seltener, da behauptet wird, daß die Verührung des Gegenstandes durch die Hand des Besizers den sog. magischen Kontakt verlege oder gar vernichte. Auch kann man sich für verhältnismäßig billiges Geld das Schicksal aus den Teetässen im Bodensatz einer ausge-trunkenen Teetasse deuten lassen. Das alles ist zweifellos ziemlich unsinnig, aber es ist begreiflich durch die Unruhe und Nervosität einer solchen Zeit. Die Seher und Seherinnen fahren dabei natürlich weitaus am besten.

Die schwarze Wolke am russischen Himmel. Das russische Volk glaubt nicht mehr an die immer blasser werdenden Beruhigungsartikeln der Regierung. Der Strom der Flüchtlinge und die Gewalt der ungebrochenen deutschen Offensiven haben in der Bevölkerung eine immer tiefer gehende Depression hervorgerufen. Ein anschauliches Bild dieser düster gefärbten Stimmung im russischen Reich entwirft der Rußland-Berichterstatter der „Times“, Stephen Graham, in einer aus Moskau datierten Schilderung: „Eine dunkle Wolke hängt über Rußland. Die großen Verteidigungsstellungen, an die das Volk selbst nach der Räumung Warschaws zuversichtlich glaubte, sind in die Hand des Feindes gefallen. Die Barrikaden und Wälle Polens sind durchbrochen, und das echt russische Land liegt nunmehr offen. Groß sind darob Erregung und Schmerz in den Herzen des Volkes. Gebete und Opfer sind an der Tagesordnung. In den Krankenhäusern und Lazaretten, in denen so viele Tausende Verwundeter liegen, erwartet man täglich mit ängstlich gesteigerter Ungeduld die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. In den Straßen der Städte und Dörfer singen die neuen Rekruten wilde Lieder, während sie um die Gebäude marschieren, in denen die Kranken liegen. Und in den Häusern starren die Verwundeten mit weitgeöffneten Augen, gespannt und voll schwerer Gedanken. Man spricht von 1812 und von Napoleon und der Bewaffnung des Volkes. Es ist Rußlands Los geworden, daß es die Hauptlast der Leiden tragen muß. Die Berichte von den verschiedenen Fronten werden mit leidenschaftlichem Interesse gelesen, und in manchen Städten, wo die ersten Morgenblätter bereits nach Mitternacht aus den Druckereien kommen, bleibt das Publikum auf, und die Familienväter lesen mit lauter Stimme die Kriegstelegramme vor. Als ich jüngst aus dem Kaukasus nach Moskau reiste, hörte ich während der Fahrt die Kinder auf den Feldern schreien und rufen. Schließlich begriff ich, daß sie „Zeitung! Zeitung!“ riefen. Die Reisenden warfen ihre Zeitungen aus den Zugfenstern, und auf jeder Station wurden neue Blätter gekauft. In den Dörfern, wo Zeitungen eine Seltenheit sind, wird jedes bedruckte Stück Papier öffentlich verlesen. Wie groß die Spannung und Erregung sind, zeigt der folgende Vorfall. Eines Abends, als ich in Moskau beim See saß, hörte ich laute Hurras und Freudenrufe, und als ich zum Fenster ging, sah ich eine große Volksmenge, die die russische Hymne sang. Ich eilte auf die Straße. Hielten die Franzosen und Engländer ihre große Offensive begonnen, oder hatten die russischen Armeen einen plötzlichen Sieg errungen? Nichts von alledem. „Die Dardanellen“, hieß es, „die Dardanellen sind gefallen!“ Ein Schuhmann, ein Postbote, ein Zeitungserkäufer, überhaupt jedermann versicherte, daß die Dardanellen gefallen seien. Selbst einige große Blätter brachten die Alarmnachricht, die aus der allgemeinen Nervosität geboren war. Unendlich groß war die Enttäuschung am nächsten Tage, als die Zeitungen die Unwahrheit der Freudebotschaft feststellen mußten. Die fieberhafte Erregung, die überall fühlbar ist, kann nur durch Gebete und Arbeit eingedämmt werden. . . . Die Nahrungs-

mittel sind bedeutend teurer geworden; nicht weil allgemeiner Mangel herrscht, sondern weil die Bahnen, die in Friedenszeiten den Lebensmitteltransport versehen, von der Militärverwaltung in Anspruch genommen sind. Zucker und Brot sind im Preise gestiegen, Fleisch ist feltener geworden, auch das Obst ist überall teuer, wohin es erst durch Transport gebracht werden muß. Der Preis des Kaffees hat sich verdoppelt. Die Fahrkarten der Eisenbahnen sind um 25 Prozent teurer geworden. Ganz besonders sind natürlich alle Importartikel im Preise gestiegen. Außerdem ist der Rubel ganz beträchtlich im Werte gesunken. Gold ist nicht im Verkehr zu sehen. Die Erhaltung der ungeheuren russischen Armeen verschlingt Unsummen, und man muß bedenken, daß die russische Regierung gleich zu Kriegsbeginn eine ihrer besten Einnahmequellen — den Alkoholverkauf — ausgeschaltet hat.“

Vulgarischer Volkshumor. Wenige Völker nicht nur Europas, sondern der Erde überhaupt haben auf einem langen Wanderleben einen so reichen volkstümlichen Märchen- und Sagenschatz bewahrt wie die Bulgaren. Und noch erstaunlicher vielleicht ist es, daß dieses um seine politische und kulturelle Größe noch ringende Volk, wie Adolf Strauß in einer umfassenden ethnographischen Studie über die Bulgaren sagt, „in unsern Tagen auch auf dem Gebiete des Sammelns und Erforschens seiner alten Sagen, Sitten und Gebräuche eine staunenswerte Tätigkeit entfaltet.“ Eine ganz eigenartige Tier-sagenwelt, die manchmal einen köstlichen Humor enthält, ist uns dadurch erhalten. Da ist z. B. die Sage von der Erschaffung der Frauen und ihrer Charaktertypen. Sie geht nicht bis auf Adam, sondern nur bis auf Noach zurück, den Gottes Güte mit einem Weibe und einer Tochter gesegnet hatte. Als er nun die Arche für die Sintflut bauen sollte, diente er dazu drei weise Meister, deren einer ihm aber nur unter der Bedingung helfen wollte, daß er seine Tochter zur Frau bekäme. Noach hätte sie ihm schon gegeben, aber die beiden anderen Meister wollten nicht leer ausgehen, und nun war guter Rat teuer. Da verwandelte Gott, um Noach aus diesem Konflikt zu erlösen, seine Rake und seinen Esel in Jungfrauen. Als es Tag war, fand Noach drei Töchter vor, die alle einander gleich waren. Als er dies Wunder sah und die Rake und den Esel vermisste, reimte er sich den Hergang zusammen. Er galte nun die drei Mädchen den Meistern, und die bauten die Arche. Nach etlicher Zeit traf Noach einen der Schwiegersöhne und fragte: „Bist du gesund und wohl? Wie lebst du mit meiner Tochter?“ „Gut lebe ich mit ihr, Vater“, antwortete der Mann, „aber wenn sie böse ist, schreit sie wie ein Esel!“ „Ha“, dachte Noach bei sich, „das ist die aus dem Esel.“ Am nächsten Tage traf er den zweiten Schwiegersohn und fragte auch den, wie er mit seiner Tochter lebe. „Wir leben gut miteinander, Vater, aber wenn sie böse ist, kratzt sie wie eine Rake und miaut fürchterlich!“ „Gaha“, dachte Noach bei sich, „das ist die aus der Rake.“ Am dritten Tage traf er den dritten Schwiegersohn und begann dasselbe Gespräch, wie er mit seiner Tochter lebe. „Besser als gut, Vater“, versetzte der Mann, „man merkt es kaum, daß jemand im Hause ist, sie schaltet wie eine rechte Frau!“ „Ach, das ist die, die von meinem Herzen kam“, dachte Noach bei sich. Von diesen drei Töchtern des weinfrohen Patriarchen entstammen die Weiber: die einen schreien wie Esel, die anderen kratzen wie die Raken, wenn sie böse sind. . . . Auch sonst lieben es die Bulgaren, die Frauen in irgendeinen Zusammenhang mit den Raken zu bringen. Nach einer andern Sage wollte Gott der Herr gerade das Weib erschaffen und hatte Adam die bekannte Rippe herausgeschnitten, als die Rake heransprang und die Rippe entführte. Gott haschte noch schnell nach ihr, befiel aber nur den Schwanz in der Hand, aus dem er dann Eva schuf. . . . Eine andere merkwürdige Sage knüpft sich an den Ausdruck, der durch die Frauen in die Welt gekommen ist. Einst war es so im Reich, daß die Burschen jedes Jahr, so gegen Monat März, in die Schlacht zogen und nur zurzeit des Mähens oder gar erst zur Ernte wieder heimkehrten. Den Burschen zogen auch ihre Schwestern nach und verfolgten von den Wipfeln der Bäume aus die Taten der Schlacht, und hier auf den Bäumen weinten sie oft bitterlich „bratu, bratu!“ (Bruder, Bruder!). Weil nun die Mädchen so sehr die Burschen beweinten (bulgarisch: kalusi), so wurden sie in Kuckucke verwandelt. Deshalb fliegen die Kuckucke auf den Bäumen herum und weinen ihren Brüdern nach. Aber noch heute bauen sie kein eigenes Nest, denn sie sind ja ledige junge Mädchen. . . .